Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Ernst Linck
Autor: H.T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576273

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Linck

Mit zehn Bildern.

Dreißigjährig ist der Maler, den wir in seinem Selbstbildnis und einer Anzahl seiner landschaftlichen und figürlichen Arbeiten den Lesern der „Schweiz" vorstellen. Der Kopf verrät Energie und scharfe Beobachtung. Ernst Linck stammt aus dem Aargau; zu Windisch wurde er 1874 geboren. In Zürich wuchs er auf und besuchte da die Schulen; den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt er von seinem Vater. Als dieser starb, trat Linck als Lehrling in ein zürcherisches Dekorationsmalergeschäft. Hierauf wurde er ein Schüler Professor Freytags an der Kunstgewerbeschule in Zürich. Es folgten dann mehrere Wanderjahre des Figurendekorationsmalers Linck in verschiedenen Städten. Hand in Hand damit ging stets ein eifriges Studium zu persönlicher künstlerischer Förderung. Mit zwanzig Jahren erblühte dem jungen Maler das Glück einer Studienreise nach Italien. In Rom war es der würdige Weckesser, der Linck veranlaßte, das Dekorationsmalen an den Nagel zu hängen und die Staffeleimalerei zu seinem Arbeitsfeld zu machen. Die folgenden Jahre brachten Lincks Tätigkeit als Zeichner in Bern, sowie Studienreisen nach süddeutschen Städten; auch in München weilte der Maler einige Zeit. Ueber alledem wurde das Bildermalen nicht versäumt, und die schweizerischen Kunstausstellungen, namentlich in Bern die Weihnachtsausstellungen, brachten der Oeffentlichkeit die Ergebnisse dieser Arbeit zur Kenntnis. Ein zweiter längerer Aufenthalt in Rom fällt ins Jahr 1899. Seither hält sich Ernst Linck in Bern auf, wo er eine Schule für Figuren- und Landschaftmalen leitet.

Ernst Linck hat sich den Zürchern unlängst im Künstlerhaus vorgestellt, zusammen mit einer Anzahl von Berner Künstlern. Es war in jener Ausstellung deutlich zu beobachten, welch einen starken Eindruck auf mehrere dieser jüngern Maler Ferdinand Hodler gemacht hat. Man kann zu ihnen auch Linck zählen, für den, nach seiner eigenen Aussage, Hodler der bedeutendste lebende Künstler ist.

Selbstbildnis. Nach dem Temperabild von Ernst Linck, Bern. (Phot. Ph. & E. Link, Zürich).

Niemand, der Hodlers markante, fest umrissene Künstlerindividualität kennt, wird sich über diese Einwirkung wundern; noch allen, die einen neuen, eigenen Stil schrieben, ist es so ergangen. Dabei wird es sich dann jeweilen darum handeln, ob ein solcher Einfluß zur öden Nachahmung verführt oder ob er den Charakter einer wegleitenden, befruchtenden Anregung trägt, von der aus der angehende Künstler sein Eigenes immer selbständiger zu formulieren unternimmt. Wir dürfen Linck vom Vorwurf unfreier Abhängigkeit lossprechen; man gewinnt bei ihm den Eindruck, er habe recht gut eingesehen, daß sich bei Hodler wohl eine Anzahl entscheidender Dinge lernen lassen, daß es aber niemals angehe, eine künstlerische Ausdrucksweise von dieser Eigenart ohne strenges, gewissenhaftes Besinnen auf die eigene Begabung und ihre Forderungen einfach herüberzunehmen. So ist Linck kein langweiliger Nachbeter geworden; er versucht vielmehr die Einsichten, die ihm bei Hodler geworden sind, in eigener Weise nutzbar zu machen.

Zu lernen ist bei Hodler in erster Linie das Vereinfachen, das Losgehen auf die großen, entscheidenden, wesentlichen, sprechenden Züge in Landschaft und Figur. Man könnte sagen, es gebe bei Hodler nichts Nebensächliches, d. h. nichts Ueberflüssiges. Daher die Wucht seiner Wirkung, daher vielfach freilich auch der Eindruck des Herben, Sparsamen, fast Abstrakten, ein Eindruck, der mehr als einen schon von Hodler abgeschreckt hat, weil er von der Kunst mehr Entgegenkommen, mehr Liebenswürdigkeit verlangt. Der ungeheure Zuwachs an innerer Kraft und an klarer Monumentalität in solchen Schöpfungen pflegen solche Liebhaber des Angenehmen und Anmutigen merkwürdig leicht außer Rechnung zu stellen. Nun, wir freuen uns, daß auch Linck in dieser Hinsicht keine Konzessionen an die große Menge macht; er hat nichts besonders Einschmeichelndes in seiner Kunst: es treibt ihn zum Charakteristischen hin, auch wenn dieses vom allgemeinen Geschmack durchaus nicht als „das Schöne" empfunden wird.

Sein Bauernmädchen auf der Brücke, ein gesundes frisches Bild, war für den Maler in erster Linie ein Lichtproblem, und die Wiedergabe noch läßt ahnen, wie Linck den Eindruck des Sonnigen mit kräftigem, entschiedenem Impressionismus festzuhalten verstanden hat. Auf dem in Tempera gemalten Bild „Iris" hat den Maler wohl nicht zuletzt das koloristische Moment gereizt; wie die Gestalt in der violetten Bluse von hellem Grund sich abhebt, wie das Grün der Lilienstengel und die violetten Blüten dazu stehen — das war für Linck das Interessante; daß das Psychische darob nicht zu kurz gekommen, wird man mit Vergnügen konstatieren. Die Komposition verrät übrigens deutlich den denkenden Künstler: das Hochformat ist zu der schlank und hoch gewachsenen Gestalt glücklich gewählt, die Vertikalen der Irisstengel werden geschickt durch den einfachen Linienschmuck des Hintergrundes aufgenommen, und so die Senkrechte nochmals akzentuiert. Das sind Dinge, die sich gar nicht von selber verstehen und daher besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Auch auf dem Mädchenporträt „Dunkle Rosen", das in Lausanne an der schweizerischen Kunstausstellung zu sehen war, ist das Bestreben nach klarer, dekorativ wirksamer Fassung deutlich bemerkbar. Das Bild ist koloristisch und formal sorgfältig abgewogen. Dem Parallelismus der beiden Guirlanden entspricht der Parallelismus in der Armbewegung; es kommt dadurch etwas gewollt Stilisiertes in das Ganze.

Die Landschaften zeigen durchweg den Willen, möglichst klar und bestimmt zu sein in der Entwicklung und Struktur des vom Maler gewählten Naturausschnittes. Linck sucht schon durch die Art, wie er eine Straße oder einen Strom-

lauf führt, Bewegung und Leben ins Bild zu bringen. Es ist eine ehrliche Landschaftsmalerei. Eine Arbeit wie „Schlagschatten“ kann das trefflich belegen. In seinem Streben nach starker Farbigkeit ist Linck noch nicht durchgehend glücklich. Aber er ist jung genug, um sich noch abzuklären, und er hat sich bis jetzt so wacker und energievoll emporgearbeitet, daß uns für seine Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung nicht bange zu sein braucht. H. T.

Aus einem Kinderleben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von **Johanna Siebel**, Zürich.

Die kleine Meta fürchtet sich in dem Hause.

Sie hat den Papa den ganzen Tag nicht gesehen, nicht vor der Schule, nicht nachher. Und als sie an seine Tür geklopft, da hat er nicht aufgemacht, und auf ihr Rufen hat er keine Antwort gegeben, und es ist doch jemand im Zimmer; es ist dem Kinde, als dränge ein dumpfes Schluchzen aus dem verschlossenen Raum. „Weinst du, Papa?“

Als keine Antwort kommt, ist Meta zitternd von der Schwelle geschlichen, hin zu dem Bettchen des kleinen Rudi. Aber der schläft süß und friedsam fest und merkt nichts von der drückenden Traurigkeit, die mit leisen unheimlichen Sohlen durchs Haus huscht und niederkauert in jedem Winkel der freundlichen Wohnung. Meta wird immer wirrer und angstvoller zu Mut. Wenn ihr nur wer sagen könnte, warum das Haus so leer, warum ihr so bang, warum der Vater weint und sein klein Mädchen nicht zu sich einläßt!

Aber da ist niemand.

Wenn doch nur die Mama da wäre! Meta wird plötzlich von einer großen, wilden Sehnsucht ergriffen, die kleinen runden Arme um der Mutter Hals zu schlingen, ihr glühend Köpfchen an ihrer Brust zu bergen.

Die Mama sollte doch endlich wieder da sein!

Schon seit acht Tagen hat der Papa täglich auf Metas ungeduldiges Fragen erwidert: „Bald, Kind, bald, vielleicht schon morgen! Die Tanten in der großen Stadt haben die Mama eben auch lieb.“

Und Meta ist allabendlich der Post entgegengelaufen, bis weit auf die Höhe, wo die Landstraße sich ebener durch das tannenbewachsene, bachdurchmurmelte Talgelände windet, und hat angestrengt geschaut und gespannt gewartet und hat von Zeit zu Zeit das kleine Ohr auf die harte, weißstaubige Landstraße gelegt, um vielleicht vor dem Erblicken der Kutsche das Getrampel der Pferdehufe in der feinen Bodenerschütterung zu verspüren. Sie hat von weitem gewinkt, wenn der Postwagen in Sicht kam, und ist erschauernd und enttäuscht nach Hause gekehrt, wenn die gelbe Kutsche schon lange über das holprige Pflaster des kleinen Städtchens gerumpelt, und hat sich über das Bettchen des kleinen Bruders geneigt: „Sie ist noch immer nicht zurückgekommen, Rudi!“

„Ob wohl Tante Marie etwas von der Mutter weiß?“ grübelt Meta. „Die hat vielleicht einen Brief, die ist ja Mamas liebe Freundin!“

Als Meta an der Küchentür vorbeikommt, führt Mina gerade die grobe blaue Schürze an die Augen und seufzt vor sich hin: „Ne, is et möjlich! Wer hätte dat von der Frau jedacht, so jut wie sie war un nie schro zu einem!“

„Was denn nur?“ denkt Meta und wagt vor lauter Bangigkeit doch kaum zu fragen: „Was hast du denn, Mina, was ist nur?“

Mina setzt mit einem schweren Ruck die Petroleumkanne nieder, die sie gerade im Laden hat füllen lassen:

„Ne, Metachen, dat kann ich dir wahrhaftig nich sagen, dat bring ich nich übert Herz, du arm Dierchen, du klein verlassen Stümpchen!“ Mina schneuzt sich die Nase und setzt dann energischer hinzu: „Et jeht mich ja auch jarnix an; aber et wird wohl so sein, wenn et auch weiß Jott ene schwere Sünde is. Aber so kleine

Iris. Nach dem Temperabild von Ernst Linck, Bern.
(Phot. Ph. & F. Mist, Zürich.)